

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 2

Artikel: Die ausgezeichnete Moral der Truppe
Autor: Schürch, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419869>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit dieser Tatsache müssen wir uns nun einmal abfinden, und vielleicht tragen wir gerade durch die Erklärung mehr dazu bei, daß wenigstens ihr Verständnis erhalten bleibt, als wenn wir hartnäckig dergleichen tun, als müßte man sie einfach verstehen. Daß man sie, obwohl sie deutsch sind, nicht alle leicht versteht, sondern sie gedächtnismäßig lernen muß, wenn man ihrer sicher sein will, liegt zum Teil an ihnen selbst. „Wein- und Christmonat“ wird man noch ohne weiteres verstehen, aber was sagen uns heute „Hornung“ und „Brachmonat“? Ostermonat heißt der April immer, obschon Ostern alle paar Jahre in den März fällt. Heumonath heißt der Juli, in dem ja (außer in den Bergen) gar nicht geheut wird. Herbstmonat, wie wir den September nennen, könnten am Ende auch der Oktober oder der November heißen (in dem berühmten Verzeichnis Karls des Großen heißt in der Tat dieser so), und der Name Wintermonat würde nicht nur für unsern November, sondern noch für ein paar andere Monate passen; bei Karl dem Großen hieß der Jänner so. Einige Namen können also mißverstanden werden, was noch gefährlicher ist als Nichtverständnis.

Fraktur und Antiqua.

Der Vorsitz der Deutschen Sprachvereine richtet unterm 2. Dezember 1941 an die Zweigvereine und Mitglieder die folgende Zuschrift, die auch uns zugegangen ist, obgleich wir kein Zweigverein des (Allgemeinen) Deutschen Sprachvereins sind:

„Ich habe besondere Veranlassung, die Zweigvereine und Mitglieder daran zu erinnern, daß sich die Tätigkeit des Deutschen Sprachvereins auf die in der Satzung des Gesamtvereins festgelegten Aufgaben zu beschränken hat. Die Beschäftigung mit der Schrift gehört nicht zu diesen Aufgaben.“

Ich unterfrage daher, sich innerhalb des Deutschen Sprachvereins oder mit Beziehung auf ihn irgendwie mit der Schriftfrage zu befassen.“

Gemeint ist die Frage, ob deutsche oder lateinische Schrift. Die jetzige deutsche Reichsregierung hat bekanntlich für alle amtlichen Druckfachen, für alle Schulbücher und Schulen, also auch für die Handschrift, die sogenannte deutsche oder Frakturschrift abgeschafft und den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen oder Antiquabuchstaben als „deutsche Normalschrift“ angeordnet. Dabei ist amtlich erklärt worden, die lateinische Schrift sei die wirkliche alte deutsche Schrift.

Wir vom Deutschschweizerischen Sprachverein haben aus der Angelegenheit „Fraktur oder Antiqua?“ nie eine Streitfrage gemacht und immer den Standpunkt vertreten, daß das Schicksal der Muttersprache von der Gestalt der Buchstaben um so weniger abhänge, als unzweifelhaft deutsch fühlende Menschen sich nicht erst heute der lateinischen Schrift bedienen, sondern auch in der Vergangenheit die deutsche Sprache in verschiedenem Buchstabenkleide einhergegangen ist. Andererseits aber sind wir immer auch für die Erhaltung der Frakturschrift eingetreten, die nun einmal zu den uns lieben Überlieferungen gehört und als ein Stück Vätererbe und Heimat des Schutzes würdig ist, und das, obschon die Abwendung von der Fraktur im ganzen deutschen Sprachgebiet nirgends so weit vorgeschritten ist wie in der Schweiz, so daß bei den Überpatrioten und Umkeinenpreisdeutschen die Lateinschrift schon lange für ein kostbares schweizerisches Nationalgut gilt, das uns in willkommener Weise von den Deutschen unterscheidet. Wir sehn uns heute nicht veranlaßt, unsere Stellung zu ändern, bleiben für unser Teil bei der heimeligen und heimatlichen Fraktur d. h. bei der von jeher üblichen Pflege zweier Schriften, und lassen den Liebha-

bern ausschließlichen Antiquagebrauchs die Freiheit, ihre Art zu pflegen. Denn die Freiheit ist allerdings ein kostbares Stück Schweizertum.

Von dem Erlaß des Deutschen Sprachvereins geben wir unsern Mitgliedern Kenntnis, obgleich er uns nicht betrifft. Er zeigt, in welcher Art heute im Deutschen Reich sprachliche und überhaupt geistige Angelegenheiten behandelt werden.

Eduard Blocher.

Die ausgezeichnete Moral der Truppe.

Hier fehlt uns D. v. G. Er müßte uns eine Sprachpille drehen, eine moralhaltige Abführpille.

Wir lesen in einer Mitteilung des Armeestabes, der General habe Befestigungsarbeiten besichtigt. Und dann das: „Mit Genugtuung wurde überall die ausgezeichnete Moral der Truppe festgestellt.“

Das wage ich zu bezweifeln. Schon um die Moral eines einzigen Menschen „festzustellen“, braucht es ein gründliches Eingehen auf sein Inneres, seine Regungen, Hemmungen, Leidenschaften, sein Verhalten in Versuchungen, seine Selbstzucht, seine sittlichen Ansprüche an sich selber. Das alles läßt sich durch eine Truppenbesichtigung auch nicht vom Höchtkommandierenden feststellen. General Guisan soll uns da nichts vormachen.

Er würde uns als Welscher vermutlich sagen, daß er für den deutschen Wortlaut solcher Nachrichten nicht verantwortlich sei; selbstverständlich habe er nicht „la morale“, sondern nur „le moral“ der Soldaten wahrnehmen können.

Ob die Meldung zuerst französisch gefaßt und dann übersetzt wurde, brauchen wir nicht zu untersuchen; ganz sicher kam „die Moral der Truppe“ einmal auf dem kürzesten und billigsten Wege einer gedankenlos nachplappernden Übersetzung aus dem Französischen zu uns.

Früher, ich glaube noch im letzten Aktiviendienst, unter General Wille, sprach man vom Geist der Truppe. Diese Möglichkeit scheint vergessen, der Geist aufgegeben zu werden. Das deutsche Wort würde aber auch heute noch genug und das Rechte sagen, der Geist, der eine Kompanie belebt (jetzt schreibt man wieder Kompagnie, als ob „panis“ falsch und „pagnis“ richtig wäre) — dieser Geist äußert sich schon im Antreten der Leute. Wo es ohne Wettern des Vorgesetzten geht, wo jeder frisch und fröhlich seine Pflicht tut, saubere Ordnung hält, wo Disziplinarfälle selten sind, Entbehrungen und Mühsal mit Humor getragen werden; da darf man sagen: Der Geist ist gut, le moral est excellent.

Aber die Moral aber wissen eher die Beichtväter Bescheid, die den einzelnen Menschen unter Abschluß vor sich haben; aber sie geben ihre Befunde nicht in die Presse. Es gibt im Deutschen kein Fremdwort für le moral, da muß man sich schon mit einem deutschen Ausdruck begnügen! Wir hoffen auch, daß es in der Schweiz nie eine Besichtigung durch den General braucht, um (mit Genugtuung!) festzustellen, daß unsere Truppen keine unmoralische Gesellschaft sind.

Aber wir werden, da nun der Geist „verdüstet“ ist, vermutlich weiterhin mit Depeschen begleitet, die eine sprachverhuzende Moral verbreiten — so wie es gewiß aussichtslos ist, zu hoffen, es gebe einmal einen Übersetzer, der merkt, daß das englische „eventually“ nicht gleich mit „eventuell“ „verdeutsch“ werden kann. Es ist ja nicht einmal möglich, unsern guten alten Samstag gegen den norddeutschen Verlegenheitsersatz „Sonntag“ auf allen Stellungen zu halten. Selbst Schweizer Schriftsteller, die bei unsern Mundarten Anleihen machen, fangen an, uns Lesestoff für Sonntagabend aufzutischen.

Wenn das so weitergeht, so wird auch unsere Sprache unter die Kriegsbeschädigten zu zählen sein.

Und was ist „die Moral“ von dieser Geschichte? Immer die alte und längst langweilige: daß Gefühl, Herz und Sinn für unser gutes Deutsch noch nicht immer stärker sind als das Vergnügen an fremdem Zeug. (nach dem „Bund“)

Ernst Schürch.

Muul, nicht Mund!

Die Ansicht eines Berners.*

Sicherlich gibt es im ganzen Kanton Bern deutscher Zunge nirgends einen Zahnarzt, der befürchten müßte, daß die meisten seiner Patienten und fast alle seine Patientinnen ihm den Gebrauch des Wortes „Muul“ übelnähmen. Vielmehr klänge die Aufforderung: „Machet bitte dr Mund uf!“ wohl nahezu allen deutschsprachigen Bernern und Bernerinnen ungewohnt und irgendwie störend. Denn das Wort „Mund“ kommt nun einmal für sich allein im heutigen lebendigen Berndeutsch nicht mehr vor, falls es überhaupt jemals allgemein gebräuchlich war. Einzig in neugebildeten Zusammensetzungen wie „Mundart“ und „Mundwasser“, die aber noch nicht Sprachgut des ganzen Volkes sind, hat es wieder eindringen können. „Dr Mund“ ist also für uns schlechterdings kein berndeutsches Wort, und wer es dennoch brauchte, spräche für jedes natürlich empfindende Ohr geziert und unecht. Daß dieser Teil des Kopfes in unserer Mundart bei Mensch und Tier gleichermaßen als „Muul“ bezeichnet wird, — daneben gibt es ja noch mehrere häufig verwendete, nur dem Tier zukommende Ausdrücke — ist doch nichts Schlimmes.

Wollte man nun für den Menschen in der Sprache unserer gebildeteren, gesitteteren Kreise den Ausdruck „Mund“ der Hochsprache als höflicher klingend einführen, „Muul“ aber weiterhin nur für stumpfere Ohren und Herzen im Gebrauch lassen, so hätte dies ganz unerfreuliche und unerwünschte Folgen. Das hieße doch nichts anderes, als daß gewisse bis anhin vollgültige, allein gebräuchliche Wörter der Mundart im Grunde für vornehmere Leute zu wenig fein seien und deshalb besser durch den hochdeutschen Ausdruck ersetzt würden. Damit würde grundsätzlich die Mundart im Vergleich zur Hochsprache als weniger kultiviert, ja gewissermaßen als grobianisch gewertet. Dieser ärgerlichen Auffassung begegnet man leider sonst schon häufig genug, z. B. wenn man in einem Geschäft ein Halbpfund „Hamme“ verlangt und die Verkäuferin, den Auftrag wiederholend, mit Betonung „Schinke“ sagt, oder wenn uns ein Ladenmädchen „Nidle“ in „Rahm“, „Strähl“ in „Ramm“ und dergleichen mehr glaubt verbessern zu müssen. Solche hochdeutsche Ersatzwörter, die gebildeter tönen sollen, sind und bleiben aber Fremdlinge in unserer gewachsenen bernischen Volkssprache, und wer auf sein Volkstum etwas hält, der widersetzt sich standhaft ihrem Eindringen. Und wenn er sie in zusammengesetzten Neubildungen für neue Dinge auch durchgehen lassen muß und vielleicht selber einmal „es Schinkebrot“ oder „es Rahmhäskli“ bestellt und „es Chleid us Rammgarn“ kauft, so bleibt er sich doch stets mehr oder weniger deutlich der Nichtbodenständigkeit solcher Ausdrücke bewußt und bestreitet den einfachen Wörtern Schinken, Rahm, Ramm usw. das Lebensrecht in seiner angestammten Sprache.

Angenommen „Mund“ würde wirklich bei vornehmern Leuten das altgewohnte Wort „Muul“ verdrängen: Was sollte dann, wenn man von oder zu seinen Damen oder Bundesräten spricht, aus all den recht häufig

gebrauchten Redensarten wie: „Er isch nid ufs Muul gfallt“; „si weiß ired Muul z'bruche“; „er het mer ds Muul nid möge gönne“ usw. werden? Alle diese kräftigen alten Wendungen kämen in ein schiefes Licht, besser gesagt, bekämen einen falschen Ton, wenn Muul nur noch in derber Sprache geduldet wäre. Ihnen aber einen „gepflegteren“ Klang zu geben, indem man „Muul“ durch „Mund“ ersetzte, wäre ein unmögliches Unterfangen, wie jeder Versuch schlagend beweist.

Also bleibt, wenigstens für uns Berner, doch wohl keine andere Wahl, als den wohlgemeinten Rat, in besserer Gesellschaft nicht mehr vom „Muul“, sondern vom „Mund“ zu sprechen und durch diesen unterschiedlichen Gebrauch einen Kulturfortschritt zu gewinnen, dankend, aber entschlossen abzuwehren. Die Äußerungen von Prof. Dieth und Dr. Guggenbühl zeigen, daß auch in nichtbernerischen, dem Einfluß der Hochsprache stärker ausgesetzten Gebieten der deutschen Schweiz das Verlangen nach dieser Neuerung nicht als berechtigt empfunden und anerkannt wird.

Sollten aber Zahnärzte in unsern größern Städten wirklich in Sorge sein, mit dem alten schweizerdeutschen „Muul“ einen Teil ihrer Kundschaft zu beleidigen, so mögen sie schließlich das hochdeutsche Wort „Mund“ als besondern Fachausdruck, deren ihre Sprache ja notgedrungen auch sonst manche enthält, in Anspruch nehmen. Am einfachsten jedoch könnten sie jede Schwierigkeit vermeiden, wenn sie kurzerhand auf das eine wie das andere dieser Wörter verzichteten. Weder die freundliche Einladung: „Bitte ufmake“ noch die tröstliche abschließende Verkündigung: „Tez chönnet der wider zuemache“ würden von dem, den es angeht, je in ihrer Bedeutung verkannt werden.

D. B.

Nachwort des Schriftleiters. Offenbar ist das Wort „Muul“ im bernischen Sprachgefühl noch stärker verwurzelt als im zürcherischen oder überhaupt im ostschweizerischen. Das ist an sich erfreulich und ein neuer Beweis für die altbekannte Tatsache, daß der Berner, auch der Stadtberner, bodenständiger ist. (Der Ostschweizer nennt es gerne: rückständiger). Ein Zweifel daran, daß „Mund“ für sich allein im Berndeutschen „überhaupt jemals allgemein gebräuchlich“ gewesen sei, scheint uns aber doch nicht berechtigt. Von den von uns angeführten, dem Idiotikon entnommenen Zusammensetzungen, Ableitungen und Redensarten stammen einige gerade aus Bern, z. T. vom Oberland, z. T. aus dem 16. Jahrh., wo noch kein so starker Einfluß der Schriftsprache anzunehmen ist wie heute. Schon einzig das reizende „Mündsch“¹, das die Ostschweiz nicht kennt, ist gar nicht denkbar ohne „Mund“, und es hat sich selber noch weiter entwickelt. Bei Gottshelz findet jemand, „es mache nichts so durstig als das Müntschlen“; ein bernisches Pfänderspiel heißt „Nunne-Müntsch“ (Ruß durch ein Gitter). Und auch heute lebt es nicht „einzig in neugebildeten Zusammensetzungen, die aber noch nicht Sprachgut des ganzen Volkes sind“. Das ist ja richtig: die Mundharmonika heißt schweizerdeutsch „Muulorgle“, und wenn die alten Schweizer noch kein Mundwasser kannten, so hätten es die neuen, als es in den Handel kam, schon zu „Muulwasser“ umtaufen können. Aber die Kinderkrankheit „Muulfüüli“ hat D. B. selber schon „Mundfüüli“ genannt, als er sagte, es gebe dagegen kein besseres Mittel als Honig. Wörter wie: mundgerecht, mundtot, Mundvorrat, Mundportion, Mundraub gehören in der Tat nicht der volkstümlichen Sprache an, aber diese Sprache sollte sich auch entwickeln, ihr Wortschatz sich vermehren dürfen, und wie sollte sie dann sagen statt „Mundart“? Etwa „Muulart“? „Mundart“ ist ja heute wohl noch weniger häufig und doch besseres Schweizerdeutsch als „Dialäkt“. Daneben gibt es noch mehr alteingebürgerte Zusammen-

* Zum Beitrag „Muul oder Mund?“ in Nr. 11 des Jahrg. 1941.